



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Der
Kulturkämpfer.

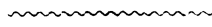
Zeitschrift
für öffentliche Angelegenheiten.



Herausgegeben

von

Otto Glagau.



2. Band.
Zweites Halbjahr 1880.



Berlin 1880.

Verlag von Friedrich Luchhardt.

In der Berliner Kunst-Ausstellung.

Bis 1876 fand die Ausstellung von Gemälden, Bildwerken &c. in Berlin alle zwei Jahre statt, und dies genügte dem Bedürfniß des schaulustigen und kaufenden Publicums vollauf. Seitdem hat man aber angefangen, alljährlich eine solche, nicht weniger als zwei volle Monate währende Ausstellung zu veranstalten, und das ist mehr als zuviel. Die Kunst sucht nach Brod; die Ausstellung findet hauptsächlich der Künstler wegen statt, die für ihre Waare einen Markt errichten, die auf diesem Wege ihre meistens auf Vorrath angefertigten Werke loszuschlagen trachten. Aber wo sollen die Käufer für Bilder und Bildwerke herkommen, während der „Große Krach“ noch aller Welt in den Gliedern liegt? Die Masse des Volks ist froh, wenn sie das tägliche Brod erringen kann; der sogenannte Mittelstand ist heute kaum noch im Stande, das Theater zu besuchen, geschweige denn ein Delgemälde anzukaufen; der Gutsbesitzer, der Edelmann verarmt; selbst der Gründer, der Börse, der Banquier, jüngst noch die eigentlichen Patrone der Kunst, sind sparsamer geworden. Bilder und Bildwerke sind heute mehr Luxus-Artikel als je.

Trotzdem, gerade wie in der Literatur, auch auf dem Gebiete der Malerei und Bildhauerei eine Massen- und Ueberproduction, ein sündfluthartiger Dilettantismus, welche eben durch die zahlreichen Ausstellungen an zahlreichen Orten genährt und gefördert werden. Das Verzeichniß der diesjährigen Berliner Kunst-Ausstellung enthält 1047 Nummern, 168 mehr als im Vorjahr; außerdem hat die Prüfungs-Commission 321 „Kunstwerke“, d. h. etwa den vierten Theil, als nicht den Anforderungen entsprechend, zurückgewiesen. Blättert man im Katalog, so macht sich auch hier ein Stück „socialer Frage“ geltend. Von den 618 Ausstellern sind 49 adelig. Der Adel wirft sich in unsern Zeiten mehr und mehr auch auf Literatur und Kunst. Etliches ist neugebäcker oder gar „Talmi“-Adel; eine Reihe von Künstlern gehört aber auch den ältesten und angesehensten Geschlechtern an. So finden wir unter den Malern: den Baron von Gleichen-Rufwurm, einen Enkel Schillers, den Freiherrn Carl von Hafften, den Grafen F. Harrach, den Grafen von Kalkreuth, Otto von Kamecke, Ernst von Loën, L. von Meerscheidt-Hüllessem, Paul von Ravenstein, Ernst von Sauten, den Grafen Gustav Wartensleben, F. W. von Winterfeldt, den Grafen Woldemar Reichenbach und den Freiherrn von Arnim-Bärwalde, welcher Letzterer sehr begütert ist und es gewiß nicht nötig hat. Von den 618 Ausstellern sind 45 weiblichen Geschlechts. Auch an adligen Damen

mangelt es nicht. Unter den Malerinnen finden wir z. B.: Margarethe von Baczko, Charlotte Freyn von Freyberg-Eisenberg, Marie von Reubell, die Nichte des Deutschen Botschafters in Rom, Baronin Abelaide von Leuhusen, Susanne von Nathusius, Baronesse Hermine Preuschen. Unter den Ausstellern ist ferner das Jüdische Element stark vertreten. Wir irren wol nicht, wenn wir die Künstler resp. Künstlerinnen Eduard Cohen, F. A. Fraustadt, Gustav Fürst, Siegmund Gerechter, Otto Goldmann, Julius Grün, Leopold Güterbock, Albert Hertel, Alphons Holländer, Eugen Jettel, Rudolf Jonas, Emil Löwenthal, Paul Meyerheim, Paul W. Meyerheim, Wilhelm Meyerheim, Max Michael, Michael Munkacsy, Felix Poffart, H. Schnee, Gustav Schönleber, Ed. Schönfeld, Nathanael Sichel, Ferd. Stettin, Moritz Treuenfels, Anton Weinberger, Gustav Wertheimer, Wilhelm Wiber, Victor Jasper, M. Ezeiel, Max Landsberg, Julius Moser, Camilla Friedländer, Adele Tobias — als Semiten ansprechen; und wir möchten wetten, daß ihrer dreimal soviel hier vorhanden sind. Journalistik, Literatur und Theater sind so ziemlich eine Domäne der Juden und Judensprossen geworden, aber sie bemächtigen sich mehr und mehr auch der Musik und der Malerei, und auch auf diesen Gebieten ist ihr Einfluß unverkennbar.

In den ersten Jahren des abgelaufenen Decenniums wucherte auf den Kunst-Ausstellungen der Chauvinismus und Byzantinismus, die Wände starrten von Kriegs- und Schlachten-, Kaiser-, Bismarck- und Feldherrn-Bildern. Das ist heute nicht mehr der Fall. Dafür scheint die ganze Historien-Malerei so ziemlich im Aussterben begriffen. Zur religiösen Malerei hat unsere Zeit überhaupt keinen Beruf mehr; es fehlt ihr die Kraft, weil die Begeisterung, der Glaube. Die wenigen Bilder dieser Gattung, welche auf der Ausstellung vorhanden sind, liefern dafür schlagende Beweise. Man sehe z. B. die nüchterne Kreuzigung („Moritur in Deo“) von Bruno Piglhein in München, die Niemanden rühren, bewegen kann. Noch kläglicher wirkt: „Die drei Frauen am Grabe des Herrn“ von Gustav Spangenberg in Berlin. Diese Maria, Magdalena und Salome entsprechen nicht im Geringsten der christlichen Vorstellung, und der ihnen erscheinende Engel nimmt sich wie ein krankes Gespenst aus. Michael's „Hiob“ gleicht einem alten Polnischen Juden, der nackt aus dem Bett gekrochen ist, und seine Freunde, drei schlaue Hebräer, scheinen mit ihm über ein „Geschäft“ zu verhandeln. In der „Nationalzeitung“ giebt ein (vermuthlich Jüdischer) Recensent über das Gemälde folgenden Salm zum Besten: „Wäre das Bild von einem alten Meister, der in der Zeit Rembrandt's und mit ihm gelebt hätte, so würde es im Katalog vielleicht bezeichnet sein: „Die drei Orientalen im Gespräch mit dem nackten Greise. Nach einer Ansicht, die viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, stellt unser Bild Hiob und seine Freunde dar.“ Ich glaube damit den Eindruck, den ich von der historischen oder mythischen Realität des Werks empfangen, scharf genug zu präcisiren, und bei voller Anerkennung seines malerischen Verdienstes nur die Richtung anzudeuten, in der man seine Stärke nicht zu suchen hat. Die Lebendigkeit einer Unterhaltung ist durchaus überzeugend, ja in der redenden Energie der Gesten mir zu specifisch charakterisirt. Ironie ist hier ausgeschlossen. Gegensätze werden nicht geschildert. Was in der Zeichnung, der kleinen

Radirung zur Würze beiträgt, wird im großen Bilde zum Pfefferkorn, auf das man beißt. Aber nach Allem hat das Auge seine Freude an der aus der Fülle dunkler Farbigkeit angeschauten, mit außerordentlicher Feinheit vorgetragenen Malerei, und empfängt die Gewißheit, daß der geschätzte Meister hier ein Gebiet betreten hat, auf dem ihm sicherer Erfolg winkt.“ — Man weiß in der That nicht, ob dies Spaß oder Ernst sein soll; und vielleicht weiß auch der Kritikus nicht, ob er das Bild ernsthaft zu nehmen hat, oder ob der Maler das Publicum nur zum Besten hält.

Ähnlich sieht es mit der eigentlichen Geschichtsmalerei aus. Otto Wolf in Dresden hat eine „Scene aus dem Bauernkriege“ gemalt: „Florian Geyer fordert die Unterschrift der zwölf Artikel von dem Bürgermeister zu Weinsberg.“ Der Held ist die Steifheit in Person; aus seiner Haltung, seinen Mienen spricht weder Leidenschaft noch Thatkraft; es fehlt jede dramatische Geberdung. Eine wunderliche Composition ist der „Zug nach dem Süden. Scene aus der Germanischen Völkerwanderung“ von Richard Böhm in Dresden. Im Vordergrund trägt ein ziemlich wüßt aussehender Kerl auf den Armen ein stark entblößtes Weib durch das Wasser, voll Brunst zu ihr aufblickend. Neben diesem Paar marschirt ein kleines feines Mädchen, das ein Bärenfell umgeworfen hat. Václav Brožík in Paris meint den historischen Charakter durch riesige Flächen und Entfaltung von Massen zur Anschauung zu bringen. Von seinen beiden Kolossalbildern nennt er das eine: „Zusammentreffen des Kaisers Karl IV. mit Petrarca und Laura im päpstlichen Schlosse zu Avignon.“ Die Zeichnung des Papstes ist ganz verfehlt, und auch Petrarca nimmt sich sehr dürftig aus. Das andere Gemälde „Die Gesandten Ladislaus, Königs von Ungarn und Böhmen am Hofe Karl VII. von Frankreich (1457)“ soll eine Brautwerbung darstellen, und hat in der Berliner Zeitung „Germania“ eine ganz zutreffende Beurtheilung erfahren. Es heißt daselbst: „Die Hauptfigur ist die Französische Königstochter Magdalena, der die Werbung gilt, und sie scheint auch die Trägerin der „Idee“ zu sein. Diese Vermuthung wird zur Gewißheit, wenn man im Katalog die Bemerkung findet: „Eigenthum des Baron Emil von Erlanger in Paris“. Ich möchte jede Wette darauf eingehen, daß die „Magdalena“ das getreue Conterfei einer schönen Verwandten des Eigenthümers ist, und die „Idee“ des Gemäldes wäre demnach, die mittelalterlichen Großherren und Prälaten von Oesterreich, Ungarn und Böhmen, sowie den Hofstaat Karl's VII. nebst beiden Majestäten zu einem gewählten Kreise zu gruppiren, von dem sich eine moderne Jüdische Baronin recht vortheilhaft abhebt.“ — Darauf antwortet der „Berliner Börsen-Courier“ der Gebrüder Davidsohn sehr naiv: „Das Bild Brožík's war lange fertig und befand sich bereits auf der vorjährigen Münchener Internationalen Kunstausstellung, ehe Baron Emil Erlanger es überhaupt kennen lernte. Der Besitzer des Gemäldes war überhaupt niemals Jude; sein Vater ist es allerdings gewesen.“ Wer löst dieses echt Semitische Preisräthsel? Inzwischen hat Baron Erlanger, wie die Zeitungen melden, mit dem Gemälde von Brožík der Berliner National-Galerie ein Geschenk gemacht. „Es ist das eine kleine künstlerische Revanche dafür“, schreibt der „Börsen-Courier“, daß Deutschland bei den großen Finanz-Operationen

des Herrn Erlanger, der noch immer Deutscher Unterthan ist, ihn häufig im Auslande mächtig geschützt hat, und ihm in Aegypten und in Tunis zu seinem Rechte zu verhelfen wußte. Man weiß, daß einige Heßblätter den Baron Erlanger angriffen, weil — nun weil sie ihm wahrscheinlich den Besitz jener herrlichen Kunstschöpfung neideten. Man kann sich nicht fürstlicher rächen, als Baron Erlanger es gethan hat. Er schenkt der größten Galerie moderner Gemälde seines Vaterlandes (!) dieses herrliche Bild. Uebrigens ist schon der rein materielle Werth der Gabe ein ganz außerordentlicher. Wir wissen nicht genau, welche Summe Baron Erlanger Herrn Brozik für das Gemälde gezahlt hat, aber wir wissen, daß sie eine außerordentlich bedeutende war. Seit die National-Galerie existirt, ist ihr ein so werthvolles Geschenk noch nicht zugekommen.“ — — Selbstverständlich ist das wieder schauderhaft übertrieben, aber einem geschenkten Gaul soll man bekanntlich nicht in's Maul sehen, und so mag der künstlerische wie der materielle Werth der Brozik-Erlanger'schen Malerei auf sich beruhen bleiben.

Will man durchaus ein „historisches“ Bild, so betrachte man das von Chr. Sell in Düsseldorf. Der vollständige Titel lautet: „Kabellegung zum unterirdischen Telegraphen des Deutschen Reichs zwischen Berlin und Köln. Ankunft der Arbeiter-Colonne bei Mülheim a. Rh. und Besichtigung derselben durch Seine Excellenz Dr. Stephan, General-Telegraphen-Director Bubbe, Geh. Rath Lucke u. s. w. Besitzer: Commerzienrath Guillaume in Köln“. Das ist in der That ein historischer Vorwurf, nicht weniger als „Blücher überschreitet bei Caub den Rhein“ oder „König Wilhelm auf dem Hügel bei Königgrätz“. Wie König Wilhelm auf der Höhe von Königgrätz, hält Excellenz Stephan auf der Höhe von Mülheim mit seinem Stabe; aber nicht zu Pferde, sondern zu Fuß; in der Ferne sieht man eine Kalesche mit zwei Postillonen. Excellenz Stephan ist ohne Uniform, ohne alle Orden, nur im schlichten Paletot und auf dem Haupt einen niedrigen Filz; aber der geistreiche Schmalshädel, die geniale Nase heben ihn von seiner Umgebung ab. Wie ein Feldherr überschaut er das Heer der Arbeiter, unter denen sich ausdrucksvolle Gesichter befinden; aber wie einer unserer Bekannten äußerte, sind es Parade-Arbeiter, wissen sie sehr wohl, daß sie in diesem Augenblick von Chr. Sell gezeichnet werden. Solcher historischen Momente, solcher malerischen Vorwürfe giebt es noch viele im Leben des General-Postmeisters. — Ebenso gut könnte gemalt werden, wie Dr. Stephan die erste Postkarte empfängt und beantwortet; oder wie er bei dem glänzenden originellen Feste, das er im vorigen Winter ausrichtete, die auf den Treppenabsätzen in Gala-Uniform postirten und ihre Peitschen präsentirenden Postillone „dienstlich“ inspiciert. Bekanntlich hatte Eugen Richter den Fürwitz, dieserhalb den General-Postmeister im Reichstag zur Rede zu stellen, insofern Postillone gleichfalls Reichsbeamte seien, und nicht als Lataien benutzt werden dürfen. Es war dies eine Revanche dafür, daß Dr. Stephan ihm einst zugerufen hatte: „Ich merke, das Reichsfaß soll wieder angezapft werden!“ — Vom Postschreiber bis zum Staats-Secretär der Posten und Telegraphen, bis zur Excellenz! Fürwahr, nur wenige Sterbliche haben eine solche Carrière aufzuweisen, wie der Sohn des Schneiders aus Stolp. Auf ein Haar und Dr. Stephan wäre

Verkehrs-Minister geworden, hätte auch noch die Verwaltung der Eisenbahnen übernommen; indeß rückte Herr Maybach in die Stelle vor, und seitdem besteht zwischen beiden Excellenzen die innigste Freundschaft. Obwol Dr. Stephan nur eine Realschule besucht hat, ist er doch ein großer Gelehrter. Er spricht so ziemlich alle lebenden Sprachen und auch die meisten todtten, und er ist, wie sein berühmtes Buch beweist, einer der ersten Aegyptologen. Den Homer in der Ursprache zu lesen, ist ihm eine Erholung, den Horaz weiß er auswendig, und die Alterthümer Aegyptens kennt er besser als Lepsius, wie seine Hosentasche. Dr. Stephan ist ein äußerst vielseitiger Mann, nämlich auch noch Jäger, Redner, Improvisator, Schnelldichter und Sprachreiner. Häufig beantwortet er Glückwünsche, Anfragen, Gesuche in gereimter und ungereimter Poesie. Bekanntlich sucht er die Deutsche Sprache von allen Fremdwörtern zu reinigen, und demzufolge übersetzte, wie man erzählt, einer seiner Untergebenen: Bureau-Assistent mit Zimmergesell. Auf postalischem Gebiet sind Dr. Stephans Verdienste unbestritten, wenn auch noch lange nicht genug gewürdigt. Er erfand für Deutschland die Postkarte, die allerdings in England schon existirte. Er stiftete das Post-Stammbuch und das Post-Museum, und er läßt bei jedem Post-Neubau das Bildniß des Fürsten Bismarck anbringen. Er erfand für die Postbeamten eine neue Uniform, die freilich viele Leute sehr geschmacklos finden. Er stiftete in Berlin die Rohrpost, die freilich viele Leute für sehr überflüssig, und dazu kostspielig erklären. Thatsächlich geschah vor Dr. Stephans Zeit die Bestellung der Stadtpostbriefe in Berlin weit rascher und pünktlicher, innerhalb zwei Stunden, also fast ebenso schnell wie jetzt ein Rohrpostbrief, während heute eine Postkarte nicht selten einen halben, mitunter einen ganzen Tag braucht — aber dafür haben wir auch einen Weltpost-Verein, und die Beförderung eines Briefes nach Birma oder Tahiti läßt nichts zu wünschen übrig. Thatsächlich ist es ein großes Mißverhältniß, daß ein einfacher oder ein eingeschriebener Stadtbrief für Berlin ebensoviel kostet wie solche Briefe, die durch ganz Deutschland und nach Oesterreich-Ungarn laufen — aber dafür ist das Porto nach Anam und Cap Natal bedeutend ermäßigt. Nie war ein Chef bei seinen Untergebenen so beliebt als Dr. Stephan. Die Post-Secretäre verehren ihn, obwol unter seinem Regiment die Arbeitslast erheblich gewachsen, Einkommen und Beförderung dagegen möglichst beschritten und verkümmert sind, obwol es fortwährend Neuerungen und Abänderungen regnet. Die Briefträger segnen ihren Chef, obwol sie sich im angestregten Dienst rasch aufnußen, krank und todt laufen, obwol die Briefbestellung in Berlin kürzlich von 9 mal täglich auf 11 mal vermehrt wurde, ohne daß in demselben Verhältniß die Boten vermehrt sein sollen. Nach dem Fürsten Bismarck ist Excellenz Stephan der populärste Beamte im Deutschen Reich, denn er bezieht der Presse, dem Handel und der Börse viel Entgegenkommen. Die Zeitungen wissen fortwährend von ihm Neues zu melden, Anekdoten zu erzählen, über seine Ansprachen, Correspondenzen, Besuche, Gedichte und Loaste zu berichten. Sogar die Volkskalender bringen seine Lebensgeschichte und sein Bildniß. Wer hat sich je um die früheren General-Postdirectoren Philipsborn und Schmücker gekümmert? Selbst General Postmeister von Nagler, obwol zugleich Gesandter beim Bundestag, war dem großen Publicum

Ebenso wenig wie die historischen Bilder befriedigen diejenigen, welche ihren Stoff der Sage oder Dichtung entnommen haben. Fast alle diese Gemälde bleiben weit hinter unserer Vorstellung zurück, nehmen sich gegenüber den Bildern, die unsere Phantasie geschaffen, ärmlich und kleinlich, ja lächerlich aus. Namentlich gilt dies von den der Mythologie entlehnten Vorwürfen, wie „Iphigenie auf Tauris“ von Eduard Hübner in Berlin, und „Odysseus und Kalypso“ von Otto Försterling in Klein-Zschachwitz. Wer mag in diesem Jammermenschen den „erhabenen Dulder Odysseus“, wer in dieser sittigen Ladenmamsell die „herrliche Göttin Kalypso“ wiedererkennen! Bei dem Bilde von Wilhelm Emelé in München nehmen das Hauptinteresse der Einzug des Heeres, die festliche Straße und die aus allen Fenstern lehrenden Zuschauer in Anspruch, während man unwillkürlich fragt, was denn jenes etwas lieberlich aussehende Frauenzimmer wolle, welches sich den Soldaten in den Weg stellt, Bürger's „Leonore“ aber nimmer zu ihrem Rechte kommt.